

Eine St.Vither Kindheit um die Jahrhundertwende (2. Teil)

Von Else Hirtz-Schiltz (†)

Meine Mutter erzog uns sehr streng. Der Vater hatte nicht viel Zeit für uns und strafte uns nicht gern. An eine Tracht Prügel erinnere ich mich aber noch sehr gut. Vater hatte im Garten das schönste Obst gepflückt, um es auf eine landwirtschaftliche Ausstellung zu schicken. Er hatte alles auf den Gartentisch gelegt, und ich benutzte seine kurze Abwesenheit, um jedes einzelne Stück anzubeißen. Eine ebenso große Freude bereitete ich ihm auch, als ich sämtlichen Spargeln die Köpfe abschnitt. Von da an galt ich überhaupt als das schwarze Schaf in der Familie. Meine Mutter strafte uns oft und hart. Entweder musste der Sünder den ganzen Nachmittag mit dem Nachtkittel bekleidet in der Ecke stehen oder es hieß: „Warte nur, heut Abend!!!“ Und dann vergaß sie die Drohung nie, wenn man auch noch so brav für den Rest des Tages war. Abends kam sie herauf, bewaffnet mit einer Rute, die sie dann auf dem dafür geschaffenen Körperteil des Schuldigen herumtanzen ließ, dass es eine Freude war.

Mit 6 Jahren kam ich in die unterste Klasse der Volksschule.

Die vier ersten Klassen wurden gemeinsam von einem Lehrer unterrichtet, Knaben und Mädchen zu-

sammen. Ich war mit meiner Schwester Martha in einem Schulraum. Der Lehrer Heep war ein älterer Junggeselle. Er trank gerne einen über den Durst und hat später ein trauriges Ende genommen. Während der Schulstunden ließ er uns schriftlich arbeiten, beauftragte eine Schülerin, ihm Bier und Schnaps zu holen, und beschäftigte sich hinter dem aufgeschlagenen Deckel des Katheters mit allerlei Dingen, die nicht zum Unterricht gehörten. Das hatten wir natürlich bald heraus und zogen unsererseits die Konsequenzen. Wir nahmen auch allerhand andere Dinge vor und amüsierten uns auf unsere Weise. Viel gelernt haben wir natürlich bei dem guten Mann nicht. Eines Tages meldete eine Mitschülerin dem Lehrer: „Herr Lehrer, der Franz Karl Marquet hat die Else Schiltz geküsst!“ Der Junge, zur Rede gestellt, verkündete im besten St.Vither Platt: „Mo, dat wor esu e söß Pusselche, dat mot ich ens bützen.“ Meine Schwester Martha hegte anfangs eine große Begeisterung für den Lehrer. Sie erzählte meiner Mutter eines Tages: „Er hat sogar eine seidene Hose an.“ Es war aber eine, die vor Alter blinkte.

Einer großen Beliebtheit erfreuten sich damals große Federn von Gänsen

und Truthähnen, die man als Schmuck an der Mütze trug. Paula Jansen, die Tochter eines Pächters, brachte öfters solche Federn mit, die die Tiere auf dem Hof schon mal verloren. Ich hätte auch gerne eine solche Feder gehabt, aber Paula gab sie nicht her. Nun hatte ich noch eine andere Freundin, die zu Hause aber nur einen einzigen Truthahn hatte. Die nahm mich mit in ihren Geflügelstall und riss, ehe ich Einspruch erheben konnte, dem armen Tier bei lebendigem Leibe eine Feder aus. Ich habe es nicht fertig gebracht, sie an meine Mütze zu stecken.

Ein Schrecken für uns alle war der Lehrer Dehez, der die andere Hälfte der ersten vier Schuljahre unterrichtete.

Er war Wallone, konnte nicht sehr gut Deutsch und war wegen seiner großen Strenge gefürchtet. Er gab bei uns Gesangunterricht und brachte uns ein von ihm selbst gedichtetes und komponiertes Eifellied bei. In seinen Stunden wagten wir nicht, uns zu rühren. Ob die Kinder aber viel bei ihm lernten, weiß ich nicht.

Zu Beginn des fünften Schuljahres kam ich in die Oberklasse zu Fräulein Spieß. Ich habe diese Lehrerin nicht in guter Erinnerung. Auch sie war über-



- 1: Haus Maquet
- 2: Burg (Haus von Monschaw)
- 3: Volksschule für Jungen (bis 1928),
danach Postamt bis 1944
- 4: Pastorat



- 1: Haus F. Pip-Schmatz
- 2: Volksschule für Mädchen

Die städtische Volksschule war seit 1828 in einem Gebäude neben dem Pfarramt in der Mühlenbachstraße untergebracht. 1902 wurde ein Schulgebäude in der Major-Long-Straße, die damals Schulstraße hieß, eröffnet. (alle Fotos: ZVS-Archiv)

mäßig streng und schlug uns die Hände braun und blau, wenn wir in irgendeinem Fach ein nicht genügendes Prädikat hatten. Ich habe oft zitternd vor ihrem Pult gestanden. Wenn sie uns schlug, kniff sie die Lippen zusammen und hieb rücksichtslos drauf zu. Ein Vertrauensverhältnis zu ihr gab es nicht. Es gab nur Furcht und Angst und auch die besten Schülerinnen liebten sie nicht. Wir mussten unheimlich viel stricken in unserer Freizeit und die Schulaufgaben überstiegen jedes Maß. Zum Glück habe ich diese Leiden nicht lange zu erdulden brauchen. Meine Eltern beschlossen, da in St.Vith keine höheren Schulen waren und sie uns so früh nicht weggeben wollten, eine Hauslehrerin zu halten. Zunächst versuchten sie es mit einem Fräulein Brenner, die ihre Ferien bei uns verbrachte und uns während dieser Zeit unterrichten wollte. Fräulein Brenner war sehr gut zu uns, spielte mit uns in der Freizeit und machte weite Spaziergänge mit uns, auf denen sie uns manche Belehrung zuteil werden ließ. Leider musste sie nach 6 Wochen wieder zu ihrer Stelle an einer Mädchenschule zurückkehren.

Dann kam Fräulein Recken. Sie war noch sehr jung und uns wilden Rangen nicht gewachsen. Wir liefen ihr manchmal fort und lachten sie aus, wenn sie uns suchte. Sie besaß nicht die nötige Energie, uns zu bändigen. Deshalb hielt meine Mutter es für besser, für uns eine ältere Lehrerin einzustellen. Diese, Fräulein Weißkorn, war sehr tüchtig. Wir lernten viel bei ihr, aber sie war launisch und meiner Mutter gegenüber sehr anmaßend. Gegen meine jüngere Schwester Ida, die sie nicht leiden konnte, war sie oft sehr hart und ungerecht, während sie mich immer etwas vorzog. Später muss sie sich wohl irgendetwas zuschulden haben kommen lassen. Was es war, haben wir nie erfahren. Als sie uns verließ, meldeten meine Eltern meine älteste Schwester und mich im Pensionat der Ursulinen auf dem Kalvarienberg bei Ahrweiler an.

Inzwischen war meine jüngste Schwester Hilde geboren worden. Eine Kusine von uns, Elise Kersten, deren Eltern gestorben waren, hatte mein Vater zu uns gebracht. Sie wartete das Kindchen und war meiner Mutter auch sonst behilflich.

Mit uns Kindern ging sie durch dick und dünn, machte all unsere Spiele und Streiche mit und machte sich nichts draus, wenn wir sangen: „*Elise, Du bist ein altes Krokodiiil!*“

Damals hatten wir auch eine Freundin, Mia Orth, ein Mädchen von außerordentlicher Hässlichkeit, die Nichte unseres Hausarztes. Die Familie stammte aus dem Allgäu und ihre uns fremden Sitten und Gebräuche interessierten uns ungemein. Frau Orth bereitete die leckeren, bayerischen Mehlspeisen und oft, wenn wir bei Mia spielten, fragte sie: „*Magst a Dampfndel?*“ Dazu gab es dann ein Glas Bier. Wir hüteten uns aber, zu Hause etwas davon zu erzählen. Meine Mutter hätte der Gastfreundschaft bald ein Ende gesetzt. Mia war geistig etwas zurückgeblieben und lernte schwer. Meine Mutter nahm sich ihrer öfters an. Wenn wir unsere Aufgaben längst fertig hatten, und endlose Bibelstellen auswendig herunterschnurrten, saß Mia noch mit rotem Kopf über der Arbeit. Meine Mutter hörte ihr die Bibel ab und da geschah es, dass Mia beim Aufsagen des Evangeliums von der Hochzeit zu Kanaa sagte: „*Und Jesus sprach zu Maria: Weib, wie kommst mir vor!*“

In dieser Zeit schenkte jemand meiner ältesten Schwester das Buch „*Fabiola*“. Wir lasen es mit Begeisterung und begannen, „*Römerinnen*“ zu spielen. Wir ahmten genau alles nach, was die Frauen im alten Rom taten. Gewänder wurden aus Decken und Tüchern gemacht, wir hielten Gastmähler ab, bedienten uns einer gewählten Sprache und fühlten uns als Römerinnen. Thermen besuchten wir natürlich auch. Lebende Bilder stellten wir oft dar, gewöhnlich nach Themen aus der Bibel. Sehr gerne spielten wir Theater. Unsere Hauslehrerin übte die Stücke mit uns ein und ich übernahm meist die Knabenrollen. Einmal sang ich mit meiner Schwester ein französisches Duett, wobei ich auch die Knabenrolle hatte. Ich glaube, dass diese kleinen Theateraufführungen meinen Eltern viel Freude bereiteten; weniger sympathisch war uns das Vorspielen von Klavierstücken. Mein Vater war ein scharfer Kritiker und man konnte es ihm nicht leicht gut genug machen. Er hasste die sogenannten Salonstücke und wollte nur klassische Musik



Der Lehrer Jules Dehez sen., Vater des bekannten St.Vithers Kunstmalers Jules Dehez.

hören. Meine jüngere Schwester Ida, genannt Jodelein, quälte sich am meisten damit ab und sie ist später, als sie in die Hände eines richtigen Lehrers kam, eine tüchtige Klavierspielerin geworden. Mir selbst war es beschwerlich, nach Noten zu spielen, ich spielte alles nach dem Gehör. Deshalb habe ich es auch nicht weit gebracht und mein lieber Gerd, der Musikstudent, lacht mich aus, wenn ich spiele. Und das mit Recht. Dagegen konnte ich damals sehr gut singen und tat es gerne und oft.

Einer Persönlichkeit möchte ich hier noch gedenken. Das war die alte Lehrerin meiner Mutter, Fräulein Meyers, die mit ihrer Schwester Hann zusammen wohnte. Sie besuchte meine Mutter oft, wobei ihr ein Glas Wein und Gebäck angeboten wurde, was ihr immer, trotz ihres viel besprochenen Magenleidens, sehr gut schmeckte. Als sie ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte, mussten wir Gedichte aufsagen und ein großes Bild überreichen. Hatten wir bei ihr irgendeinen Auftrag meiner Mutter auszuführen, so schenkte uns Hann ein Stückchen Zucker. Das hielt sie für die größte Leckerei der Welt. Als Fräulein Meyers gestorben war, sollten wir einen Kranz in ihre Wohnung bringen. Unsere Martha brachte den Mut dazu nicht auf, denn sie hatte

eine große Scheu vor Toten. So fasste ich mir denn ein Herz und trug den Kranz alleine hin. Hann führte mich in das Sterbezimmer und da sah ich entsetzt eine schneeweiße Gestalt auf dem Bett liegen. Man hatte der Toten einen Kranz von weißen Rosen aufgesetzt, was in meinen Augen den grausigen Anblick noch verschlimmerte. Hann wollte mich noch näher heranzuführen, aber ich blieb stehen, betete schnell mein Vaterunser und lief davon. Als wir abends in unseren Betten lagen beim schwachen Schein des Nachtlichtes, sagte Martha auf einmal: „Du, da steht Fräulein Meyers!“ Ich schrie vor Entsetzen laut, bis meine Mutter kam und mich beruhigte. Martha bekam ihre verdienten Prügel.

Eines ähnlichen Falles erinnere ich mich auch noch. Ein alter Onkel meiner Mutter war gestorben. Wir mussten nachmittags alle zusammen hingehen, um bei der Leiche den Rosenkranz zu beten. Der Tote war zwar mit einem Leintuch verhüllt, aber man konnte doch die Umrisse erkennen. Wir knieten uns mit der Mutter in einer Reihe auf den Boden und ich betete vor. Da stieß mich unsere Martha an und flüsterte: „Du, er hat sich bewegt!“ Ich sprang auf, ließ alles im Stich und rannte zur Tür hinaus, gefolgt von meiner Schwester.

Was meine Mutter dazu gesagt hat, kann man sich ja denken.

Im Hause meiner Großmutter lebte auch deren Schwester, die alte Tante Zusann. Sie war Witwe und gänzlich verarmt. Da sie geistig etwas beschränkt war, konnte sie nur leichte Arbeiten verrichten. Nachmittags saß sie immer hinter dem Ofen. Sie erkrankte eines Tages an Wassersucht und meine Mutter beauftragte uns, ihr vorzulesen. Ihr Zimmer lag auf dem zweiten Stock. Ich las aus einem Buch vor und die Kranke schlief darüber ein. Als sie nun so still und blass da lag, sagte Martha auf einmal: „Ich glaube, sie ist tot!“ Wir liefen beide laut schreiend die Treppe herunter. Entsetzt kam uns Tante Ida entgegen und stellte fest, dass die Tante ruhig schlief. Wir beide sind noch lange ausgelacht worden wegen unseres mutigen Verhaltens.

Noch eine Totengeschichte. In St.Vith war es Sitte, dass bei der Beerdigung die Nachbarskinder die Kränze trugen. Die Frau unseres Nachbarn, der Gärtner bei uns war, war infolge eines Leberleidens gestorben. Die Leute wohnten in einem ganz kleinen Häuschen, und als man den Sarg hinaustragen wollte, musste dieser durchs Fenster gehoben werden, weil der Eingang zu eng war. Man stellte dann den Sarg auf einige Stühle vor



Blick von der Judengasse in Richtung Stadtzentrum; in der Bildmitte: die evangelische Kirche.

das Haus und wartete auf den Pastor. Wir standen mit unseren Kränzen gleich hinter dem Sarg und sahen plötzlich zu unserem Schrecken, dass es aus dem Sarg tropfte. Dunkles Blut rann zur Erde, immer mehr, schon bildete sich eine Lache. Ein furchtbarer Geruch stieg zu uns auf. Jetzt kamen die Träger, hoben den Sarg auf, um ihn zum Friedhof zu tragen, und ständig tropfte das Blut herab. Als wir nachher nach Hause kamen, war es uns beiden schlecht.

Doch nun genug von den Toten. Wir waren recht einfach erzogen; viel Staat wurde mit uns nicht gemacht. Unsere Kleidung fertigte eine Hausnäherin an, die oft wochenlang bei uns saß. Sie hatte die Augen etwas quer stehen, war sehr still und bescheiden und arbeitete fleißig den ganzen Tag. Aber mit ihrer Kunst war es nicht weit her und die von ihr gefertigten Kleider waren wirklich keine Modellstücke. Es war oft schade um die guten Stoffe, die meine Mutter kaufte. Wir Kinder freuten uns natürlich immer, wenn sie kam und verbrachten den ganzen Tag bei ihr, quälten sie mit Wünschen für unsere Puppen und hörten mit Interesse ihren Erzählungen zu.

Das Essen war bei uns immer sehr gut, besonders, wenn Besuch da war, und das war oft der Fall. Aber Süßigkeiten gab es höchst selten. Wir bekamen auch selten Geld, um uns solche zu kaufen. An jedem Markttag, einmal im Monat, erhielten wir von unserer Großmutter einen Groschen. Eines Tages wollte unsere Mutter mal sehen, was wir dafür erstanden hätten. Ich kramte einen ganzen Berg Süßigkeiten hervor. Auf die erstaunte Frage, wieso ich so viel hätte, kam heraus, dass ich in jedem Geschäft für einen Pfennig gekauft hatte und überall eine Zugabe erhielt.

Unsere größte Wonne waren Schokoladenbananen, die 10 Pfennig kosteten. Mein Bruder wollte sie mir später mal verleiden und schenkte mir zu Weihnachten einen Karton mit 100 Stück in der Hoffnung, dass ich sie mir leid essen würde. Aber als sie alle in kurzer Zeit vertilgt waren, kaufte ich für den nächsten Groschen wieder neue. Obst hatten wir im Garten genug und meine Eltern kauften noch viel hinzu. Aber Nachbarn Früchte schmecken bekanntlich besser. Eines Tages ging ich mit Mia



Bernard Kerp war von 1902 bis 1925 Pfarrer von St. Vith. Zum Ende seiner Amtszeit war er auch Dechant in St. Vith.

Orth durch das sogenannte Judengässchen, das den Zugang zu vielen Gartengrundstücken bildete.

Am Ende des Gässchens hatte ein Gärtner eine Erdbeerplantage angelegt, die nur von einem einfachen Zaun umgeben war. Wir beide überlegten nicht lange, kletterten hinein und machten uns über die Erdbeeren her. Als wir gerade schön mit Essen beschäftigt waren, ertönte auf einmal eine zornige Stimme aus dem benachbarten Klostergarten. Sie trieb uns schleunigst in die Flucht. Am andern Morgen kam Tante Ida zu unserer Mutter, um ihr das schwere Verbrechen ihrer Töchter mitzuteilen. Sie hatte es inzwischen vom Klostergärtner erfahren. Im Bewusstsein meines schlechten Gewissens zog ich mich auf mein Zimmer zurück. Zunächst erfolgte nichts, ich wurde auch nicht zum Essen gerufen. Nachmittags sollte ein Ausflug gemacht werden. Da kam meine Mutter herauf mit der Rute und es gab die schlimmsten Prügel, die ich wohl in meinem Leben erhalten hatte. Für den Rest des Tages musste ich im Badezimmer eingeschlossen bleiben ohne jede Beschäftigung. Meine Mutter und die Geschwister fuhren mit dem Wagen fort. Da hörte ich plötzlich ein Rascheln an der Türe. Es wurde ein Bilderbogen und eine Schere unter der Türe her in das Zimmer geschoben. Das war mein Vater!! Der größte Schrecken meiner Jugend

war der Zahnarzt. Als ich eines Tages Zahnschmerzen bekam, fuhr meine Mutter mit mir nach Malmedy, wo sich ein ehemaliger Goldarbeiter als Dentist niedergelassen hatte. Er zog mir ohne jede Betäubung einen Backenzahn und wunderte sich hinterher, dass ich mich gegen jede weitere Behandlung wehrte. Man versuchte es noch einige Male, aber ich hatte so große Angst, dass ich nicht zu bewegen war, mir die Zähne plombieren zu lassen. Das wurde nun von meinen Eltern als Eigensinn ausgelegt und ich hatte damals viel zu leiden. Später bin ich von selbst zur Behandlung gegangen, habe aber bis heute die Angst nicht verloren.

Am weißen Sonntag 1904 feierte ich meine erste heilige Kommunion. Wir waren von unserem Pastor Kerp gut vorbereitet worden und fassten die heilige Handlung mit dem größten Ernst auf.

Ich sehe mich noch im langen, weißen Kleid mit Schleier und Kranz, wie eine Braut geschmückt. „Kommunionpaar“ war die Tochter eines Schreiners, Anni Gries. Am zweiten Feiertag wurde ich bei den Leuten eingeladen, die sich alle Mühe gaben, es mir schön und gemütlich zu machen.

An einem schönen Apriltag brachte meine Mutter uns nach Ahrweiler zu den Ursulinen. Beim Abschied von der Heimat hatten wir uns tapfer gehalten, aber als meine Mutter sich anschickte, uns zu verlassen, brach der Tränenstrom ungehemmt bei Martha und mir hervor und wir waren kaum zu beruhigen. All' unsere guten Vorsätze waren vergessen. Der Calvarienberg war damals eines der berühmtesten und vornehmsten Mädchenpensionate. Die herrliche Lage an der Ahr, die schöne Einrichtung und die gute Betreuung durch die Schwestern veranlassten die besten Kreise, ihre Töchter dahin zu senden. Wir waren ungefähr 250 Schülerinnen, davon mehrere Ausländerinnen. Unsere Uniform war schwarz, nur im Sommer war sie sonntags weiß. Dazu wurden einfache runde Hüte und weiße, steife Kragen getragen. Der ganze Tag war mit Arbeit ausgefüllt. Mittags nach Tisch wurde ein Spaziergang gemacht. Wir gingen zu dreien in langen Reihen, beaufsichtigt von einer



Das Ursulinengymnasium vom Calvarienberg in Ahrweiler. (Foto: www.panoramio.com)

Schwester, meist durch die Weinberge der näheren Umgebung. Den Schwestern verbot ihre Ordensregel, die Ahr zu überschreiten. Musste eine von uns mal in die Stadt zum Arzt oder dergleichen, so begleitete uns eine weltliche Lehrerin. Jeden Monat wurden die sogenannten Monatskarten ausgestellt. Diese waren eine Bescheinigung über tadellose Führung und mussten nach Hause geschickt werden. Wer keine Karte erhielt, musste schon eine böse Note im Betragen haben. Gewöhnlich erhielt man eine blaue Karte. War man besonders brav und strebsam gewesen, erhielt man eine rosa Karte. Die höchste Auszeichnung war die weiße Karte, zu der ich mich aber nie aufgeschwungen habe. Als wir einige Monate auf dem „Berg“ waren, wurden wir zu Angelakindern ernannt. Die heilige Angela ist die Begründerin des Ursulinenordens. Wir erhielten eine kleine Medaille an dunkelrotem Band, das wir ständig über dem Kleid zu tragen hatten. Im Dezember wurden wir dann Aspirantinnen für die Marianische Kongregation und erhielten die große, echt silberne Marienmedaille an dunkelblauem Band. Nach einiger Zeit wurden wir bei guter Führung zur Aufnahme in die Kongregation vorgeschlagen und der hohe Vorstand entschied darüber. Der Tag der Aufnahme war ein großes Fest. In weißen Kleidern, mit langen Schleieren verhüllt, in den Händen brennende Kerzen, wurden wir in die Kirche geführt, wo die feierliche Aufnahme stattfand. Nachher gab es

dann einen festlichen Kaffee und gemütliches Beisammensein.

Im Allgemeinen mussten wir uns der französischen Sprache bedienen, nur selten wurde uns bei besonderen Anlässen gestattet, deutsch zu sprechen. Zum Schlafen hatte jede eine kleine weiße Zelle mit Vorhang. Die Zeit, in der kein Unterricht stattfand, verbrachten wir im Studiensaal, wo jede ihr Pult mit ihren Sachen hatte. Im Speisesaal bildeten wir mehrere Tischparteien und bei jeder führte eine Lehrerin den Vorsitz. Eine Qual waren für mich die Spielpausen, die durch ein ziemlich wildes Ballspiel ausgefüllt wurden. Ich hasste alle diese Spiele, aber ich konnte mich ihnen nicht entziehen. Höhepunkte waren es auch, wenn die feierliche Profession der Schwestern war oder gar eine Einkleidung. Bei letzteren kam die junge Schwester im weißen Kleid mit langer Schleppe, geschmückt wie eine Braut. Der Bischof nahm die Einkleidung vor. Für uns war es besonders interessant, wenn die langen Haare unter der Schere fielen. Bei der Profession oder Ablegung der Gelübde, die nach zweijährigem Noviziat stattfand und bis zu der die Schwestern weiße statt schwarze Schleier trugen, mussten sie unter einem Leinentuch liegen, während die Litanei vom heiligen Geist gesungen wurde. Zehn von uns hatten die Ehre, dieses Tuch über die auf der Erde liegenden Schwestern in der Schwebe zu halten. Ich war auch einmal hierfür ausersehen, musste aber verzichten, da ich erkrankte.

Wir hatten auf dem Berg einen sehr

schönen Kirchenchor. Leider hatte meine Mutter uns verboten, demselben beizutreten, weil sie glaubte, dass es unseren Stimmen schaden könnte. Mir bedeutete das ein großer Verzicht. Ich verehrte die Leiterin des Chores, Mère Gratia, ganz besonders. Sie war mein sogenannter „Schwarm“. Einmal erhielt ich von meiner Mutter die Erlaubnis, bei der großen Jubiläumsfeier ein kleines Oratorium mitzusingen. Ich glaubte, ich dürfte von nun an auch weiterhin mit im Chor singen, und habe viele bittere Tränen vergossen, als meine Mutter es nicht erlaubte.

Fastnacht fanden immer große Theateraufführungen statt, bei denen wir immer mitwirkten. Im Winter gab es überhaupt immer allerhand Festlichkeiten, einen großen Bazar, eine Nikolausfeier, Tanzabende, bei denen es Bowle aus Tassen gab, eine Martinsfeier usw. Groß war die Freude, wenn Besuch aus der Heimat kam. Mein guter Vater hat uns öfters besucht und nahm uns für den ganzen Tag mit nach Köln, Koblenz, Neuenahr usw. Einmal besuchten wir einen alten Pfarrer in Mayschoß, der uns mit Weintrauben bewirtete.

Weihnachten durften wir nicht nach Hause fahren. Das war bitter, aber die Schwestern bemühten sich, uns das Fest recht schön zu gestalten und ich denke stets gerne daran zurück. In den Weihnachtstagen hatten wir natürlich mehr Freiheit. Der Höhepunkt war die Mitternachtsmesse. Die im Chor der Kirche aufgebaute Krippe war eine Sehenswürdigkeit. Der fast überirdisch anmutende Gesang der Schwestern versetzte uns in die rechte Weihnachtsstimmung. Nachher ging es dann wieder ins warme Bett. Morgens fand die Bescherung in der Aula statt. Dort war der riesige Weihnachtsbaum und die Tische mit den von daheim gekommenen Geschenken aufgebaut. Abends kamen viele arme Kinder aus Ahrweiler und Umgebung, die wir dann mit selbstgemachten Sachen beschenkten. Am zweiten Feiertag holten uns dann die Kinder des Herrn Geheimrat Dr. Niessen aus Neuenahr ab, um mit ihnen die Ferien zu verbringen. Wir haben viele schöne Stunden in dem gastlichen Hause verlebt. Im zweiten Jahr meines Aufenthaltes auf dem Kalvarienberg fasste ich den Entschluss, weiter zu studieren, um

Apothekerin zu werden. Zu diesem Zwecke musste ich den Calvarienberg mit der Ursulinenschule in Aachen vertauschen. Da die Schule auf dem Berg nicht sehr auf der Höhe war, bekam ich viel Privatunterricht. Im Frühjahr 1909 machte ich in Aachen die Aufnahmeprüfung und wurde Ostern in die U 2 aufgenommen. Doch stellte sich heraus, dass ich den Anforderungen nicht gewachsen war und es gelang mir nur mit Hilfe weiteren Privatunterrichtes das Ziel zu erreichen. In Aachen hatten wir viel mehr Freiheit, durften in die Stadt gehen und uns den Tag nach Belieben einrichten. Ich gehörte nicht zu den „Strebern“ und meine Freundin Lisbeth Niewöhner auch nicht, und wir beide haben uns manchen guten Tag gemacht - zum Ärger der anderen.

In Aachen war es uns auch erlaubt, das Theater zu besuchen. Natürlich waren wir nach der ersten Vorstellung für den jugendlichen Liebhaber Hans Teschendorf begeistert. Wir waren glücklich, wenn der Schauspieler uns in der Stadt begegnete, kauften uns Bilder von ihm und nahmen jede Gelegenheit wahr, ihn zu sehen. Eines Tages gingen wir an seine Wohnung, die übrigens in einer ziemlich obskuren Straße lag. Wir wollten doch zu gerne mal sehn, wo „Er“ wohnte. Das muss wohl von irgendjemand beobachtet worden sein und es wurde unserer gestrengen Direktorin hinterbracht. Diese, sehr erzürnt, schrieb sofort an meine Mutter und erbat deren Besuch. Es gelang uns aber, die Mutter vom Bahnhof abzuholen und sie auf alles vorzubereiten. Meine Mutter war vernünftig und lachte über die Sache. Als unsere Direktorin gerade zu einer sehr ernsten Rede ansetzen wollte, sagte meine Mutter zu ihr: „Haben Sie es als junges Mädchen denn nicht gerade so gemacht?“ Entrüstet entgegnete die Direktorin: „Ja, wenn Sie allerdings so denken, Frau Schiltz, dann kann ich ja nichts machen.“

Ich habe später oft darüber nachgedacht. Die Schwester war doch nicht im Unrecht. Sie hatte ja die Verantwortung für uns und es sind später tatsächlich in Aachen Dinge passiert, die jeder Beschreibung spotten. Auf jeden Fall war die Gefahr größer, als meine gute Mutter es sich dachte. Ein solcher Schauspieler



Das Aachener Theater, u.a. von Karl Friedrich Schinkel entworfen, wurde nach zweijähriger Bauzeit 1825 eröffnet. 1943 ist das Gebäude durch einen Bombenangriff komplett zerstört worden. 1951 wurde es wiedereröffnet.
(Foto: wikimedia commons)

durfte nur so gewissenlos sein und die Verliebtheit der jungen Dinger ausnutzen, dann war das Unglück schon da. An dieser Stelle sei auch noch erwähnt, dass der heute so berühmte Schauspieler Werner Krauß damals als ganz junger Mann am Aachener Theater wirkte. Im Übrigen waren wir alle begeistert für Schauspiel und Oper und entdeckten in uns manches Talent. Im letzten Jahr meines Aufenthaltes in Aachen durfte ich auch Gesangstunde nehmen bei der Konzertsängerin Fräulein Kloubert. Das hat mir immer viel Freude gemacht.

Meine Mutter besuchte mich damals öfters. Ihr Halsleiden, das sich schon früher bei ihr bemerkbar gemacht hatte, machte ihr wieder viel zu schaffen. Sie war bei einem Aachener Professor in einer Behandlung, die sehr schmerzhaft und schwierig war. Aber alles war umsonst. Es stellte sich heraus, dass es sich um eine krebsartige Erkrankung des Kehlkopfes handelte, die auch auf die Lunge übergriff. Der Arzt empfahl ihr einen Aufenthalt in Ägypten, aber meine Mutter war zu ängstlich, so weit von der Heimat fort zu ziehen, und der Arzt schlug ihr Nervi an der Riviera vor. Aber auch hieraus wurde nichts und sie entschloss sich erst im Sommer 1911 nach Schönberg im Schwarzwald zu gehen.

(wird fortgesetzt)